

Prolog

Er schaute auf die Uhr, es war Viertel vor sieben. Es war an der Zeit, sich fertig zu machen. Sich endlich fertig zu machen für das, worauf er so lange hatte warten müssen. Seine Tasche war gepackt, seit gestern Abend schon. Zweimal hatte er sie im Laufe des Tages gewissenhaft kontrolliert. Es musste alles perfekt sein, es durfte einfach nichts schiefgehen.

Eine Möglichkeit, wie sie sich ihm heute bieten würde, würde nur einmal kommen. Es war die Chance seines Lebens, das durfte er einfach nicht versauen. Jede Winzigkeit war minutiös geplant, jedes noch so kleine Utensil hatte seinen Platz, war fester Bestandteil eines Großen und Ganzen. Würde ein Puzzleteil fehlen, womöglich würde alles in sich zusammenfallen. Er nahm die Liste vom Schreibtisch und ging die Punkte ein drittes, ein letztes Mal durch. Beinahe zärtlich strichen seine Fingerkuppen über das kleine Blatt Papier. Die Liste, ihr war er hörig. Sie verkörperte das Gesetz, sie formulierte die für ihn geltenden Gebote.

Zeltheringe, las er laut. Sechs Stück würde er benötigen, vier waren Reserve. Er zählte sie einzeln ab, zehn.

Kabelbinder, auch von ihnen würde er sechs brauchen und zehn mitnehmen. Der Gummihammer, abgehakt.

Er überprüfte den Akku der elektrischen Knochensäge, er leuchtete grün. Einen Akku zur Reserve, zwei Aufsätze extra, man weiß nie. Die Säge, sie würde in der heutigen Nacht Großes vollbringen müssen.

Aus seinen Augen sprach die ungefilterte Vorfreude, als er das Schutzvisier abhakte und den Blaumann.

Eine Spritze, zwei Kanülen, die Injektionslösung, ein Dutzend Gefäßklemmen, chirurgisches Nahtmaterial.

Es war alles da, die Liste gab ihm ihr Okay.

Er zog den Reißverschluss der Tasche zu und entriss seine Gebieterin dem Zugriff des grellen Lichts der Neonröhren.

Zu lange schon hatte er ihr diese Last aufgebürdet, nun konnte sie sich in der Geborgenheit der Schreibtischschublade ausruhen, sie hatte ihre Aufgabe erfüllt. An diesem Abend war es nun an ihm, die seine zu erfüllen. Ein letztes Mal noch lief der Plan vor seinem geistigen Auge ab.

Er würde bis dicht ans Haus heranfahren, die letzten Meter zu Fuß gehen. Im Schutz der Dunkelheit über den kleinen Bach an die Rückseite des Hauses gelangen. Die Tür würde er nicht einmal aufbrechen müssen, die Hintertür war nie verschlossen. Drinnen würde er sein Opfer wahrscheinlich im Wohnzimmer antreffen. Da käme der Gummihammer zum Einsatz. Ein kräftiger Schlag auf den Hinterkopf, um es unschädlich zu machen. Ausreichend Übung hatte er in dieser Disziplin in den letzten Jahren sammeln können. Danach bliebe ihm genügend Zeit, um die restlichen Vorbereitungen zu treffen, den Hauptgang anzurichten. Das Opfer war allein, wie sein Smartphone ihm verriet. Nach getaner Arbeit würde er seine Überwachungskamera wieder abbauen und der Polizei ein unlösbares Rätsel hinterlassen. Es wird ihnen vorkommen, als ob sie einem Phantom nachjagen müssten.

Immer und immer wieder war er diesen Plan in den letzten Tagen durchgegangen, hatte er nach Schwachstellen gesucht, sich Eventualitäten ausgedacht, die ihn zum Scheitern bringen könnten. Er hatte keine gefunden. Wie auch?

Wer wollte sich schon dazu aufschwingen, einen Fehler zu finden in der Perfektion?

Er schaltete die Deckenbeleuchtung seines Arbeitszimmers aus und zog die Wohnungstür hinter sich ins Schloss. In wenigen Stunden würde es ein neuer Mensch sein, der sie wieder öffnen würde und dieser neue Mensch würde er sein. Einen letzten Zug noch, dann schnipste er die Zigarette weg und fuhr hinaus in die Dunkelheit.

Keine halbe Stunde mehr, so rechnete er sich aus, dann würde er am Ziel seiner Träume sein und für jemand anderen würde der Alptraum beginnen. Er nahm Fahrt auf.

Manfred Heinrichs war unterwegs im Wagen.

Der Anruf erreichte ihn an seinem freien Tag, dementsprechend misstrauisch fuhr er von seiner Wohnung zum Tatort. Der süffisante Tonfall in der Stimme seines Kollegen am Telefon verfolgte ihn während der Fahrt:

„Das wird dir gefallen, Manni, *ein Mord mit Aussicht*.“

Kommissar Heinrichs war üblicherweise der Typ für die lockeren Sprüche, an diesem Morgen aber war nicht er der Absender. Er kam auf der B 27 aus Richtung Göttingen. An der Tankstelle in Gieboldehausen besorgte er sich einen großen Kaffee Crema und fuhr weiter auf der B247 Richtung Northeim. Auf Höhe der Tonwerke beschrieb die Straße eine scharfe S-Kurve. Er war flott unterwegs und schaute entsprechend besorgt auf seinen Kaffee. Noch mal gut gegangen, dachte er und gab wieder Gas. Eine lange Gerade lag vor ihm. Über dem Nebel, dem der Morgen noch nicht erlaubte, sich vom Boden zu lösen, konnte man schon den Kirchturm von Lindau erkennen. Er überflog die Wegbeschreibung auf seinem Handy, die die Zentrale ihm geschickt hatte. Er war kein Navi-Typ, nur eine seiner kleinen Marotten, über die sich in der Abteilung lustig gemacht wurde, mehr offen als hinter vorgehaltener Hand.

„Auf der B247 in den Ort rein bis zur kleinen Kirche, da dann links und immer geradeaus, bis die Straße hinter dem Ort rechts abknickt. Dann nicht der Straße nach rechts folgen, sondern weiter gerade aus.“

„Das dürfte dann wohl nicht die kleine Kirche sein, wenn man die von hier schon sehen kann“, ging es ihm durch den Kopf, als er die Zeilen überflog, und wäre dabei um ein Haar einem Trecker hinten drauf gefahren, der urplötzlich aus dem Nebel auftauchte.

Es brauchte eine Vollbremsung, um Schlimmeres zu vermeiden.

„Scheiße“, fluchte er. „Irgendwann geht das noch mal schief mit dem verdammten Handy.“

Die Frontscheibe beschlug und heißer Kaffeedampf erfüllte den Innenraum.

„Das war ja klar“, er schüttelte den Kopf und stellte den umgekippten Becher wieder in die Vertikale.

„Hoffentlich ist wenigstens noch ein bisschen was drin.“

Der nächste Feldweg, der rechts abzweigete, war seiner. Mit dem letzten Tempo, das allerhöchstens einmal benutzt war, versuchte er die dampfende Brühe aus Kaffee und dem nicht näher zu beschreibenden Allerlei aufzusaugen, die die Mittelkonsole geflutet hatte. Krampfhaft suchte er in den Seitenfächern der Türen und im Handschuhfach nach einem Lappen, Autoschwamm oder irgendetwas Geeignetem, um ihm aus der Bredouille zu helfen. In seiner Not stopfte er schließlich sämtliche Parkquittungen, die über das Armaturenbrett verteilt waren, in die Vertiefung des Becherhalters. Glücklicherweise hatte er genug davon. Nachdem das Autoinnere provisorisch versorgt war, setzte er die Fahrt fort, mit Wut im Bauch und einem halben Kaffee, dessen Crema sich dazu noch mit den Parkquittungen verbündet hatte.

Das Ortsschild von Lindau tauchte auf, die kleine Kirche kam nach einem knappen Kilometer. Er bog links ab und fuhr am Marktplatz vorbei, der schon mal bessere Tage erlebt haben musste, wofür die größtenteils verwaisten Schaufenster sprachen. Es ging weiter über die Rhumebrücke, von der aus er schon das Blaulicht der Polizeiwagen erkennen konnte. Aus dem Aufgebot an Einsatzkräften war sofort ersichtlich, dies würde kein gewöhnlicher Tatort sein.

„Herr Heinrichs, schön dass Sie da sind, wir haben Sie schon erwartet“, wurde er vom Einsatzleiter begrüßt.

„So schlimm, Meinhard?“

In den Gesichtern der Kollegen, an denen sie vorbeigingen, konnte er die Antwort ablesen.

Meinhard führte ihn zur Haustür und zeigte hinein.

„Den Flur entlang, die erste Tür rechts“, sagte er knapp und machte umgehend kehrt.

„Sie machen mir wohl nicht das Vergnügen?“, rief Heinrichs ihm nach, doch Meinhard war schon wieder in der Menge verschwunden.

Der Flur war voll von den Leuten der Spurensicherung, die sich verlegen an die Wände drückten.

„Wer ist bei der Leiche?“, erkundigte er sich beim Beamten, der an der Tür zum Wohnzimmer stand.

„Dr. Wiegand.“

„Ach, Eddy“, rief Heinrichs erfreut.

Eduard Wiegand und er kannten sich schon eine ganze Weile. Sie arbeiteten seit fast fünf Jahren zusammen, hatten sogar schon einmal gemeinsam Urlaub gemacht. Das hatte zwar überhaupt nicht funktioniert, ihrer Sympathie füreinander aber glücklicherweise nicht geschadet. Über die Jahre hatte sich eine tiefe Verbundenheit entwickelt, und sie waren schlau genug, diese nicht durch weitere gemeinsame Urlaubsunternehmungen fahrlässig aufs Spiel zu setzen. Kneipenbesuche bildeten da natürlich eine Ausnahme und waren zu einem festen Bestandteil ihrer nachdienstlichen Routine geworden.

Heinrichs trat ein und sah den Gerichtsmediziner über einen unbedeckten Körper gebeugt, ganz in seine Arbeitsroutine vertieft.

„Na, Eddy, was haben wir denn heute?“, begrüßte er ihn.

„Ein echtes Puzzle“, entgegnete Wiegand, ohne sich von seiner Arbeit ablenken zu lassen.

„Und, was für`n Code, fünf, sechs?“

„Neun“, erwiderte Wiegand, und zeigte auf den Stubentisch zur Rechten, seine gesamte Aufmerksamkeit weiter auf den Körper fokussierend.

Bei einer ihrer Besprechungen in gastronomischen Gefilden, wie sich Heinrichs gerne auszudrücken pflegte, hatten sie für sich eine Art von Code entwickelt, von der Eins wie bei einem Alltagstatort bis hin zur Neun, dem Alptraum. Einem Szenario, von dem sie wussten, dass es selbst zwei alte Hautdegen wie sie noch anfassen würde.

„Neun also, *Tell me why I don`t like Mondays*“, murmelte Heinrichs.

Er mochte seinen Job, selbst an Tagen wie diesen.

Er atmete zweimal tief durch und machte das, was er immer tat. Das, was von ihm erwartet wurde.

Im Flur hörte man eine aufgeregte Frauenstimme, die sich hastig näherte. Es war Heike Dornieden, Heinrichs Assistentin. Vor zwei Jahren war sie in seine Abteilung gewechselt, stand noch ganz am Anfang ihrer Karriere. Sie war fast zwanzig Jahre jünger als er und hatte es ihm spürbar angetan. Er konnte gar nicht genau sagen, warum. Sicher, sie war nicht gerade hässlich, aber auch nicht das, was man so allgemein hin als ausgemachte Schönheit bezeichnen würde.

Vielleicht war es einfach die Wucht ihrer Lebensfreude, die ihn noch am Tag ihrer Vorstellung eingenommen hatte. Die Art, wie sie lachte, die feine Note von Frechheit, die sie sich erlaubte, ohne dabei jemals respektlos zu erscheinen. Immer mit dem feinen Gespür für den schmalen Grat, den man nicht überschreiten durfte, stets mit einem schelmischen Augenzwinkern, das es ihrem Gegenüber unmöglich machte, ihr etwas übel zu nehmen. Er war ihr Vorgesetzter, pflichtbewusst, auf Abstand bedacht, man arbeitete schon eine kleine Ewigkeit zusammen und war immer noch beim Sie. Nach außen wirkte er korrekt deutsch, innerlich war er zerrissen.

„#MeToo“, hatte er einmal gedacht, als er nach Dienstschluss seine Gedanken ewig nicht abwenden konnte und sich letztlich nicht anders zu helfen wusste, als eine Flasche Scotch schluckweise in einen fürchterlichen Kater zu verwandeln.

„#MeToo, von wegen, hier bin ich das Opfer, und sie, sie weiß nicht einmal, dass sie eine Täterin ist.“

Und in diesem Unwissen hatte er sie auch gelassen, seit knapp zwei Jahren, pflichtbewusst und korrekt deutsch.

„Herr Heinrichs, sind Sie schon am Tatort?“, hörte er sie rufen.

„Einen Augenblick, Heike, ich komme gleich raus zu Ihnen.“

Sein Beschützerinstinkt schlug durch, er wollte sie auf keinen Fall so unvorbereitet auf den Tatort loslassen, nicht auf diesen. Im Grunde genommen wollte er gar nicht, dass sie solche Dinge zu sehen bekäme. Der eine Teil von ihm drängte, sie davor noch zu bewahren, der andere dagegen, der dienstliche, war davon überzeugt, dass es für den beruflichen Werdegang von Frau Dornieden unabdinglich sei, sich solchen Situationen zu stellen. Nicht so sehr, um zu lernen, damit fertig zu werden. Nein. Vielmehr, und das wusste er nur zu genau aus eigener Erfahrung, weil solche Momente eminent wichtig sind zur Beantwortung der einen Frage, der sich jeder in ihrer Branche einmal stellen muss. Der Frage, ob man diesem Beruf gewachsen sei, ob man das wirklich für den Rest seines Lebens machen wolle.

Er war mit dieser Frage konfrontiert worden, als es um die Vergewaltigung und Ermordung von vier zwölf und vierzehnjährigen Mädchen ging. Der Fall war ihm nachhaltig an die Nieren gegangen. Damals stand er noch ziemlich am Beginn seiner beruflichen Laufbahn, es war einer der ersten Fälle, für die er die alleinige Verantwortung trug.

Seine anfängliche Theorie von einem Einzeltäter hatte sich letztlich als falsch herausgestellt mit der fatalen Konsequenz, dass der unbekannt zweite Komplize weitere Morde begehen konnte, als Heinrichs sich schon sicher war, den Fall gelöst zu haben. Lange hatte er mit sich gehadert, hatte sich eine Auszeit genommen, war aber schließlich doch zurückgekehrt. Nicht zuletzt weil sein damaliger Vorgesetzter ihm gebetsmühlenartig eingepflichtet hatte, dass es primär nicht die Aufgabe eines Mordinspektors sei, Verbrechen zu verhindern, sondern alles zu unternehmen, um die Täter der Gerichtsbarkeit zu überführen.

Und das hatte er geschafft.

Er hatte zwei Mörder und Vergewaltiger aufgespürt, ihnen die Taten nachgewiesen und dafür gesorgt, dass sie den Rest ihres Lebens hinter Gittern zubringen würden.

Er hatte die Menschen der Stadt, in der die Morde geschehen waren, von der Angst befreit, die ihr Leben über einen Zeitraum von fast einem halben Jahr gelähmt hatte. Ihnen die Normalität, ihre Selbstverständlichkeit wiedergegeben und nicht zuletzt den Familien der Opfer die Gewissheit gebracht, dass die Männer, die für den Tod ihrer Kinder verantwortlich waren, dafür jetzt bezahlten. Die Antwort auf seine Frage hatte er damals gefunden. Er hatte für sich entschieden, dass er imstande sein würde, auch in der Zukunft Täter dingfest machen zu können, dass er es späteren Opfern schuldig sei, ihre Mörder aufzuspüren. Eine Antwort, die bei Heike Dornieden noch ausstand. So vermutete er jedenfalls in seiner fast väterlichen Fürsorge. Dies war so ein Moment, der über ihren beruflichen Werdegang entscheiden konnte. Es war gut möglich, dass sie morgen alles hinschmeißen, dass sie ihre Frage mit nein beantworten würde. Ihm war nur allzu bewusst, dass dieser Tag kommen musste. Nun war er da, schneller als erhofft, und er hatte Angst. Angst, sie zu verlieren, sie für immer zu verlieren. Er eilte auf den Flur, um sie abzufangen. An seinem Gesichtsausdruck konnte sie schon die Außergewöhnlichkeit dieses Falles erahnen, ohne jedoch auch nur im Entferntesten auf das vorbereitet zu sein, was sie in den nächsten Minuten erwarten sollte. Er fasste sie bei den Schultern. Noch nie zuvor hatte er sie berührt, abgesehen vom dienstlichen Händedruck bei ihrer Vorstellung und dem Glückwunsch im Jahr darauf an ihrem Geburtstag. Sie schien seine Aufgewühltheit zu bemerken.

„Herr Heinrichs, das ist doch nicht mein erster Tatort“, versuchte sie ihre aufkommende Beklommenheit zu überspielen. „Und außerdem bin ich auch schon ein großes Mädchen.“

„Es tut mir leid, wenn ich Ihnen da widersprechen muss.“ Ihrem Chef konnte sie nichts vormachen, er wusste, wie es gerade um sie bestellt war. Die gedrückte Stimmung der Kollegen vor dem Haus, das große Aufgebot an Einsatzkräften, all das war nicht spurlos an ihr vorübergegangen.

„Nicht dass ich Sie nicht für ein großes Mädchen halte, Heike, doch dies ist Ihr erster Tatort. So etwas wie da drinnen haben Sie noch nicht gesehen. Es ist schlimm genug, wie es ist, aber ich wäre untröstlich, wenn dieser Tatort noch ein weiteres Opfer fordern würde.“

So weit hatte er sich noch nie aus der Deckung gewagt, jedenfalls nicht wenn man zwischen den Zeilen lesen konnte. Aber hier und jetzt war nicht der Ort, um zwischen den Zeilen zu lesen. Hier und jetzt war der Ort, um Weichen zu stellen für ein Leben. Für ein junges Leben, aber auch irgendwie, darüber war er sich im Klaren, für seins. Er gab ihr klare Instruktionen.

„Versuchen Sie im Raum die Orientierung zu behalten, verschaffen Sie sich einen Überblick. Was genau fällt Ihnen auf, wie könnte sich die Tat abgespielt haben? Gibt es irgendwelche Auffälligkeiten, die nicht ins Bild passen? Wie kam der Täter in den Raum, wie hinaus? Ist der Fundort auch der Tatort? Konzentrieren Sie sich auf die Fragen, die wir uns stellen, um die Tat zu analysieren, und klammern Sie die Tat selbst, so weit es geht, aus.“

Während seiner kleinen Ansprache blickte er ihr fest in die Augen, versuchte ihre Mimik zu lesen, was ihm für gewöhnlich beim Befragen von Verdächtigen wichtige Erkenntnisse lieferte. Er wollte wissen, ob sie wirklich schon bereit war für so einen Fall, ob er sie vielleicht nicht doch noch schützen konnte. In Schutz nehmen vor sich selbst, vor ihrem krankhaften Ehrgeiz vorankommen zu müssen, vor der hirnrissigen Annahme, dass man das aushalten müsse, wenn man in diesem Beruf arbeite. Er hoffte auf ein winziges, auf ein verräterisches Anzeichen von Zweifel oder Angst in ihren Gesichtszügen, das es ihm erlaubte, die Entscheidung noch einmal zu vertagen. Aber tief in seinem Innersten war ihm klar, dass sie bereit war. So bereit, wie er gewesen war damals.

Die Angst, die ihn nicht losließ, war die, dass er noch nicht bereit war, sie dort hineinzuführen. Dass er noch nicht bereit war für die möglichen Konsequenzen.

Er schüttelte sie kurz, bevor er zur Seite trat, um den Weg freizumachen.

„Ihr Tatort, Frau Dornieden, und wenn irgendetwas“

„...sein sollte“, fiel sie ein, „dann weiß ich, dass Sie hinter mir stehen, Chef.“

Sie betrat das Wohnzimmer. Dr. Wiegand, der während der ganzen Zeit seinen Blick nicht ein einziges Mal von der Leiche abgewandt hatte, hob den Kopf und warf Heinrichs einen fragenden Blick zu, der in der Tür stand und verfolgte, wie sein Schützling sich Schritt für Schritt in den Raum hineintas-tete. Er nickte Wiegand zu, der daraufhin sofort begann, sie in seiner betont lockeren Art mit den vorliegenden Fakten zu versorgen.

„Also denn, Frau Dornieden, hier sehen Sie den größten Teil“, dabei zeigte er auf den leblosen Körper, neben dem er kniete. „Wie Sie unschwer bemerken werden, fehlen ein paar Teile. Die Füße sowie die Hände haben wir bereits sichergestellt, um den Kopf müssen wir uns noch kümmern. Sehen Sie hier, die glatten Schnittflächen?“, er deutete auf die Stellen, wo die Gliedmaßen abgetrennt worden waren.

„Das muss eine sehr scharfe Klinge gewesen sein, so etwas wie dort drüben vielleicht.“ Er lenkte ihre Aufmerksamkeit auf einen Holzbalken zur Linken, der früher wohl Teil einer alten Lehmwand gewesen war, die abgerissen wurde, um den Raum zu vergrößern und offener zu gestalten. Der Balken war liebevoll abgeschliffen und eingeölt worden und diente jetzt als rustikales Dekoelement. Etwa auf Kopfhöhe war eine Axt tief in das alte Holz eingeschlagen. An der Klinge war eingetrocknetes Blut zu erkennen, das auch auf den Fußboden getropft sein musste, wie die Flecken vermuten ließen.

„Vielleicht fangen Sie mit dem Kopf an, Frau Dornieden, der steht noch auf dem Tisch.“

Damit war seine flüchtige Einleitung beendet, er deutete nach rechts und widmete sich wieder dem Torso, der vor ihm lag.

Dr. Wiegands letzter Satz war schon nicht mehr zu Heike durchgedrungen, zu sehr stand sie unter dem Eindruck der Unfassbarkeit der Bilder. Trotzdem war sie bemüht, sich so gut wie möglich an die Ratschläge ihres Chefs zu halten. Sie ging die Eckpunkte des Zimmers ab.

Die Fenster waren verschlossen, nicht eingeschlagen oder aufgebrochen. Auf die Art konnte der Täter nicht ins Haus gelangt sein. Es gab nur die eine Tür, durch die sie selbst ins Zimmer gekommen war. Diesen Weg musste also auch der Täter genommen haben.

Heinrichs registrierte, wie es in ihrem Kopf arbeitete, wie scheinbar nüchtern sie sich einen Überblick verschaffte. Sie kniete sich auf den Boden, strich über den Teppich.

„Vielleicht haben wir Glück und finden hier etwas, das wir mit dem Täter in Verbindung bringen können“, murmelte sie vor sich hin, „der Teppich ist meistens unser Freund.“

Dieser Satz war ihr aus ihrer Ausbildung im Gedächtnis haften geblieben. Sie betrachtete jetzt den Raum noch einmal kniend, möglicherweise aus der Position des Opfers, dachte sie. Während sie mögliche Szenarien durchspielte, wandte sie sich der rechten Seite des Raumes zu. Etwa auf Kopfhöhe blickte sie in die weit aufgerissenen Augen einer jungen Frau, vielleicht ein paar Jahre älter als sie. Ihre Gesichtszüge wirkten eingefroren, wie erstarrt im Augenblick des Todes. Ein Tod, der furchtbar gewesen sein musste. Der Kopf stand wie arrangiert auf dem Stubentisch, der in Eiche rustikal gehalten war wie auch der Rest der Einrichtung.

Heinrichs machte sich bereit, er ging zwei Schritte auf seine Assistentin zu in Erwartung ihrer Reaktion. Es konnte alles passieren, vom hysterischen Zusammenbruch bis hin zum lockeren Überspielungsspruch. Ein unterschwelliges Zittern erfasste den Körper der jungen Frau, das Aufstehen schien ihr Mühe zu bereiten, der Blick starr auf den Boden gerichtet.

Heinrichs bemerkte, wie sie fest, wie das Atmen immer tiefer, die Amplitude des Kopfschüttelns immer größer wurde. Mit kleinen Schritten schob sie sich vorsichtig zurück. Er ließ sie noch einen Augenblick gewähren, bis sie sich umdrehte und sich an ihn drückte. Er führte sie hinaus auf den Flur, auf dem nur noch ein Uniformierter vor der Tür stand. Der Rest hatte seine Sachen schon zusammengepackt und wartete vor dem Gebäude. Er sagte nichts, genoss die unverhoffte Nähe, die von ihr gesucht wurde, ohne die Situation auszunutzen. Als sie sich langsam gesammelt hatte, ließ sie ab von ihm und blickte beschämt zu Boden. Sie hatte eine Schwäche offenbart, sich von der Situation überwältigen lassen, sie war ihr nicht gewachsen gewesen. Ihre Selbstvorwürfe blieben nicht unbemerkt.

„Ich könnte mich jetzt hinstellen und stundenlang darüber referieren, was Ihnen da gerade widerfahren ist“, er versuchte, dabei so undienstlich wie möglich zu klingen.

„Aber bei Heike Dornieden kann ich mir das schenken. Ihnen kann ich nur eins sagen. Es wird jetzt Zeit für die richtige Arbeit. Nun zeigen Sie mal, was Sie bei mir gelernt haben.“

Sie schaute ihn unschlüssig an, aber da hatte er sie bereits mit sanftem Druck zurück in das Zimmer geschoben.

„Na, Eddy, wie stellt sie sich an, meine Kleine?“

Er wusste, wie sehr sie es hasste, wenn er sie seine Kleine nannte. Der Pathologe nahm den Ball bereitwillig auf, den Heinrichs ihm nicht ohne Grund zugespielt hatte.

„Jedenfalls kotzt sie mir nicht den ganzen Tatort voll, wie ein gewisser anwesender Kommissar bei seinem ersten richtigen Fall.“

Damit war das erste Eis gebrochen, die Starre bei Heike vorerst gelöst. Sie schielte ungläubig zu ihrem Chef hinüber, der nur kurz mit den Schultern zuckte und sie drängte, doch jetzt bitte zur Tagesordnung überzugehen.

„Wie sieht nun Ihre erste Einschätzung aus, Heike?“, forcierte er. Sie überlegte kurz, bevor sie begann.

„Es gibt keinerlei Anzeichen für ein gewaltsames Eindringen, die Fenster wurden nicht aufgebrochen und waren beim Eintreffen der Spurensicherung verschlossen.

Weder an Eingangs- noch Hintertür finden sich Spuren, die darauf hindeuten würden, dass der Täter sich darüber Zugang verschafft habe.“

Noch konnte Heinrichs ein leichtes Zittern in ihrer Stimme ausmachen.

„Da die Eingangstür von innen verschlossen war, die Hintertür dagegen offenstand, liegt die Vermutung nahe, dass der Täter so ins Haus gekommen sein muss.“

„Okay, so weit ganz gut“, unterbrach er sie.

„Was fällt Ihnen zur Hintertür ein?“

„Die Tür könnte offen gewesen sein, oder das Opfer hat den Täter dort hereingelassen“, mutmaßte sie.

„Was darauf hindeuten würde...“, hakte er nach,

„...dass Opfer und Täter sich kannten“. Ihre Antwort war ganz zu seiner Zufriedenheit.

„Genau, denn welche Frau lässt schon einen Fremden zur Hintertür ins Haus, und weiter.“

„Die Blutspritzer an Wänden und Decke deuten darauf hin, dass der Fundort auch der Tatort ist, die Tatwaffe dürfte wohl...“

„Nicht so schnell, Heike“, fuhr er dazwischen.

„Die relativ geringe Menge an Blut um den Torso spricht doch eher gegen Ihre Annahme. Beim Abtrennen der Gliedmaßen und des Kopfes müsste doch deutlich mehr Blut zu sehen sein.“

„Ich weiß nicht so recht“, sie strich mit ihren Fingern über die Ritzen zwischen den Dielen. „Bei solch alten Häusern mit Dielenfußboden könnte das Blut ja auch nach unten durchgesickert sein. Was befindet sich denn eigentlich unter dem Wohnzimmer, wurde das schon nachgeprüft?“

Heinrichs war einigermaßen verblüfft. Auf die Idee war er noch gar nicht gekommen.

Eine gewagte Theorie, aber so abwegig nun doch nicht. Er rief den Mann von der Spurensicherung im Flur.

„Herrmann, schicken Sie zwei von ihren Leuten runter, die sollen sich mal umschaun, ob es da unten sowas wie einen Keller gibt.“

„Wird gemacht, Herr Heinrichs.“ Herrmann schlurfte nach draußen, wo sein Team wartete.

Dr. Wiegand gönnte seinem Spezi ein breites Grinsen, er wusste nur zu gut, wie sehr es Heinrichs als Vorgesetzten wurmen musste, nicht selbst auf diesen Ansatz gekommen zu sein, und er hoffte insgeheim, dass Heike recht behalten sollte. Heinrichs seinerseits war nicht entgangen, wie auch Wiegand bei Heikes Ausführungen kurz zusammengezuckt war. Er schien in diesem Raum also nicht der Einzige zu sein, der kalt erwischt wurde.

„Herr Heinrichs, könnten Sie mal kurz kommen, bitte“, vor der Tür stand Herrmann. „Die Kollegen haben unten etwas entdeckt.“

Er führte sie eine enge hölzerne Stiege hinab in einen niedrigen Kellerraum.

Die schmale Treppe war wie geschaffen für Heinrichs zweite Eigenheit. Er brachte für sein Leben gern Filmzitate an, wenn die Situation es erlaubte. Nicht alle konnten dem etwas Positives abgewinnen, Wiegand jedoch hatte er erfolgreich infizieren können.

„*Nur ein Mann, dessen Arsch schmal ist, kommt diese Treppe runter*“, intonierte Heinrichs wie aus dem Nichts.

„*Und weil mir ein solcher Arsch gegeben ist*“, vollendete Wiegand.

Heike blickte fassungslos auf die beiden feixenden Endvierziger, die sich wie Teenies abklatschten.

„Oh, tut mir leid, aber für diesen Film sind Sie wohl noch zu jung, Frau Dornieden“, startete Wiegand einen zarten Erklärungsversuch, „*Eddie Murphy, auf der Suche nach dem goldenen Kind*, nein?“

Heike blickte ihren Chef entgeistert an und schüttelte den Kopf.

„Sie müssen wirklich schon lange befreundet sein.“

Im Kellergewölbe untersuchten die zwei Männer vom Erkennungsdienst im Licht ihrer Taschenlampen einen riesigen Fleck, der schon halb in den lehmigen Boden eingezogen war. Wiegand leuchtete die Decke ab.

„Siehst du das, Manni, hier scheint es durchgetropft zu sein? Ich sehe sechs Stellen, schau dir mal die Verteilung an.“

Heinrichs nickte ihm zu und wandte sich an seine Assistentin.

„Ich gratuliere, Heike, wie es aussieht, hatten Sie den richtigen Riecher, Fundort und Tatort sind höchstwahrscheinlich identisch. Eddy, ich fürchte, wir werden zu alt für diesen Scheiß, sieht aus, als sollten wir uns langsam um unser Handicap kümmern.“

Sie kehrten zurück ins Wohnzimmer, während ein ganzer Stab von Technikern sich anschickte, die Spuren im Keller zu sichern. Wiegand und Heinrichs untersuchten den Teil des Fußbodens, auf dem der Torso lag, genauer und fanden ihre erste Vermutung bestätigt.

„Haben Sie auch eine Idee, weshalb das Blut in der Kellerdecke an verschiedenen Stellen durchgetropft sein könnte“, wandte sich Wiegand an Frau Dornieden, die merklich Oberwasser bekommen hatte.

„Meine Oma hat immer gesagt, Wasser hat spitze Nasen, und ich denke mal, dass so eine alte Decke bestimmt nicht nur an einer Stelle durchlässig ist.“

Wiegand schmunzelte nicht ohne einen Hauch von Genugtuung, die Sache mit der geringen Blutmenge nagte noch an ihm.

„Willst du oder darf ich?“, fragte er in Heinrichs Richtung.

„Mach du ruhig, Eddy“, gab der sich gönnerhaft.

Der Pathologe spreizte die Arme des Torsos nach außen weg, und lenkte ihren Blick auf zwei Löcher im Boden auf Höhe der Handgelenke.

„Frau Dornieden, wollen Sie sich das vielleicht mal ansehen?“

Sie begriff sofort. „Dieses Arschloch hat sie fixiert.“

Heike musterte die Einstichmarken genauer.

„Was meinen Sie, hat er benutzt, Zeltheringe?“

„Könnte gut möglich sein“,

erwiderte Wiegand einigermaßen verblüfft.

Heike kniete sich neben die Leiche, spreizte die Beine ab und untersuchte die Gegend um den Hals herum.

„So ungefähr muss sie gelegen haben. Zwei Löcher für die Füße und je eins rechts und links vom Hals. Das Blut kann erst versickert sein, nachdem er die Heringe herausgezogen hatte. Wie lange könnte er Zeit gehabt haben, bevor die Blutgerinnung einsetzte, Herr Wiegand?“

„Jedenfalls genug, um sich nicht abhetzen zu müssen.“

„Irgendwas stimmt auch mit den Füßen nicht“, bemerkte sie aufmerksam.

„Man erkennt deine Handschrift, Manni, sie hat ein gutes Auge *deine Kleine*“, zeigte er sich durchaus beeindruckt, wobei er das kleine liebevoll in Anführungszeichen setzte.

„Die Füße sind vertauscht, Frau Dornieden“, Wiegand war in seinem Element, „der rechte liegt links und umgekehrt.“

„Bliebe nur noch der Kopf“,

warf Heinrichs ein, der das Gefühl nicht loswurde, hier schlichtweg übergangen zu werden.

„Ihre Einschätzung, Heike.“

Sie ging um den Tisch herum, auf dem der Kopf der jungen Frau stand, stellte sich direkt hinter ihn und ging in die Knie.

„Sie schaut direkt auf ihren zerstückelten Körper, der Täter scheint ihn bewusst dort platziert zu haben, als ob er damit irgendeine Botschaft verbinden wolle.“

Sie überlegte einen Moment.

„Will er das Opfer verhöhnen, seine Allmacht offensichtlich zur Schau stellen? Will er den Angehörigen damit vielleicht irgendetwas mitteilen?“

„Oder?“, erweiterte Heinrich ihre Vermutungen.

„Oder was?“, fragte Heike unsicher.

„Oder will er uns damit irgendetwas mitteilen?“,

schloss Heinrichs den Gedankengang ab und bemerkte deutlich, wie es in seiner Assistentin zu arbeiten begann.

„Fassen wir hier kurz zusammen. Wir haben eine tote Frau.

Sie hat ihren Mörder entweder selbst hereingelassen, was darauf hindeuten würde, dass sie sich gekannt hätten, oder der Mörder ist durch die unverschlossene Hintertür ins Haus gelangt. In diesem Fall müsste er über spezielle Ortskenntnisse verfügen. Er müsste die Gegebenheiten gekannt oder das Opfer zumindest über einen gewissen Zeitraum beobachtet haben. Das könnte jemandem aufgefallen sein.

Darüber hinaus musste er sicher sein, dass das Opfer allein ist. Die Tat an sich hat Zeit gekostet und er wollte ungestört sein. Für all das war eine sorgfältige Planung und Vorbereitung nötig. Das Opfer wurde fixiert, Ihr wurden die Füße, die Hände sowie der Kopf abgetrennt. Über den genauen Tathergang wissen wir momentan noch nicht genug, ebenso wenig ob es sich um ein Sexualdelikt handelt. Immerhin haben wir die Frau unbekleidet vorgefunden. Wir brauchen den genauen Todeszeitpunkt und den Abgleich der möglichen Tatwaffe mit den Verletzungen des Opfers“, umriss Heinrichs die bisherigen Erkenntnisse knapp.

„Eddy, was meinst du, wann wissen wir da mehr?“

„Dürfte also wieder `ne lange Nacht werden“, Wiegand schüttelte mürrisch den Kopf.

„Morgen Mittag, spätestens morgen Abend.“

„Gut. Wer hat das Opfer gefunden?“

Die Frage war an Heikes Adresse gerichtet.

„Ihre Schwester, sie wird noch medizinisch versorgt. Ihr Name ist Helena Leineweber, heute ist sie sicherlich nicht in der Lage, unsere Fragen zu beantworten. Sie ist durch die offene Hintertür ins Haus gekommen, das konnte ich noch erfahren, bevor sie zusammengebrochen ist.

Ich habe ihre Kontaktdaten aufgenommen und uns für morgen angekündigt.“

„Na, dann sind wir ja hier fürs Erste fertig“, schloss Heinrichs ab.

„Im Gegensatz zu euch, Eddy. Ihr macht dann wie immer das Licht aus, ich hoffe, der Kaffee reicht.“

Den vorwurfsvollen Blick des Pathologen erwiderte er mit einem kurzen Schulterzucken.

„Heike, würden Sie mir die Ehre erweisen, mich nach draußen zu begleiten, wir werden jetzt einen kleinen Spaziergang unternehmen.“

„Na, dann viel Spaß, Frau Dornieden“, amüsierte sich Wiegand, „ein bisschen frische Luft würde uns zu diesem Zeitpunkt bestimmt allen ganz gut tun, und glauben Sie mir, es ist ihm *wirklich* eine Ehre“, wobei er das wirklich wieder demonstrativ in Anführungszeichen setzte.

Sie verabschiedete sich lachend und eilte hinaus.

„Einen Moment, Chef, ich muss nur noch meine Gummistiefel holen.“

..... Heinrichs verließ das Büro, das Kopfschütteln seiner Leute ging an ihm vorbei, er musste nachdenken. Das ging am besten allein und er hatte eine ziemlich genaue Vorstellung davon, wo er hinwollte. Zuhause zog er sich warme Sachen an, kochte eine Kanne Kaffee, stellte sie zusammen mit einem kleinen Teller und einem abgepackten Marmorkuchen in einen Korb und fuhr über den Roringen Berg auf der B27 hinein ins Eichsfeld.

Im Radio lief *Clueso* mit *Stadtrandlichter*.

Es war eines der wenigen neueren Lieder, die ihn anfassten. Im Allgemeinen vertraute er noch immer der Musik, mit der er groß geworden war. *Pink Floyd*, *Alan Parsons Project*, *Supertramp* natürlich, *Dire Straits*, *die Beatles*. Er hatte seine *Marillion*-Phasen, hörte die guten Sachen von *Bryan Adams*. Nicht den Robin-Hood-Scheiß, eher die alten, ursprünglichen Stücke, als seine Musik noch frei war, vom Zwang kommerziell sein zu müssen.

Diese Gruppen und ein paar ausgewählte mehr hatten ihn geprägt, in einem Alter getroffen, in dem Songs zu Wahrheiten, in dem Zeilen zu Leitsprüchen werden.

Sie hatten ihn getröstet, wenn das auserwählte Mädchen mit einem Nein eine ganze Welt für ihn zum Einsturz gebracht hatte. Durch sie wurde seine Wut artikuliert, kanalisiert. Die Wut auf die Welt, auf die Schule, die Eltern, auf die Arschlöcher aus der Disco, die ihm zu verstehen gaben, dass er in ihrem Revier nichts verloren hätte. Auf die Typen, die die Mädchen abgriffen, auf die er auch scharf war. Auf die Mädchen selbst, die sich von solchen Arschlöchern ausnutzen ließen, und sich, sobald sie abgeschoben worden waren, dem nächstbesten Arsch an den Hals warfen und kein Auge für einen wie ihn hatten, für einen, der alles für sie getan hätte.

Songs konnten die Kraft verleihen, sich morgens in die Schule zu schleppen, obwohl die anstehende Arbeit in einer Katastrophe enden musste, besonders in Mathe.

In einem Alter, in dem man seine Gefühle so gut wie möglich versteckte, in dem die Eltern nicht mehr Teil des Lebens zu sein hatten, hatten Songs die entstandene Lücke gefüllt.

Sie waren der Trost, sie nahmen die Angst, gaben Hoffnung. Man lebte mit ihnen, man lebte in ihnen.

Den Bands, die solche Songs schrieben, war man etwas schuldig. Man kaufte sich die ganze Platte, hörte über schlechtere Stücke hinweg.

Den neueren Gruppen dagegen schuldet man nichts, es gibt kein Band, das sie mit einem verbindet, keinen Pakt, der geschlossen worden ist mit Blut und Tränen. Man hört sich die Sachen vorher an, läßt sich einzelne Lieder runter. Es gibt keine Verpflichtung. Die Verpflichtung ist gekoppelt an eine bestimmte Zeit, nicht diese Zeit. Neuere Bands müssen mit dem Makel der späten Geburt leben, jedenfalls was ihn betrifft. Dafür steht eine ganze junge Generation schon begierig in den Startlöchern, in die sie ihre Krallen schlagen können.

Blau-weiß kommen die ersten Namen, die ich kenn.

Diese eine Zeile war es, die Heinrichs anfasste.

Das hatte er erlebt, oft genug, als er aus Frankfurt freitagabends nach Hause gefahren war. In der Mainmetropole hatte er seine Ausbildung absolviert, die ersten Jahre dort verbracht. In unregelmäßigen Abständen hatte es ihn an den freien Wochenenden nach Hause gedrängt. Als sich die Unregelmäßigkeit regulierte, als die Abstände immer kürzer wurden, hatte er die Konsequenzen gezogen und sich versetzen lassen, zuerst nach Hannover und schließlich nach Göttingen. Ein junger Mann, der ausgezogen war in die große weite Welt, sich dort einige Jahre herumgetrieben hatte mit der Frage, wohin er eigentlich gehörte, hatte eine Antwort gefunden. Keine spektakuläre, sicher keine Antwort, die besonders sexy daherkommt, aber eine ehrliche.

Blau-weiß kommen die ersten Namen, die ich kenn.

Das konnte er unterschreiben, das löste Gefühle in ihm aus. Warme Gefühle, Erinnerungen an die Geborgenheit einer Heimat, die man umso stärker zu schätzen weiß, je länger man weg war. Er genoss den Song.....